

# Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“

Nr. 23.

Sonntag, den 1. Juni 1924.

2. Jahrgang.

## Ein Wiedersehen.

Das Parktor fiel mit einem ganz leisen Geräusch ins Schloß. Peter zuckte unmerklich zusammen. Seine Augen umfaßten das Bild, das sich ihm bot. Mit fast schmerzhafter Deutlichkeit prägte sich ihm dieser erste Eindruck ein; das große, graue schloßähnliche Haus, das wie tot in der Mittagssonne lag. Peter empfand die geschlossenen Fenster, die herabgelassenen Jalousien beinahe als feindlich. Feindlich die große Stille der Mittagszeit, die Bäume mit ihren schlaff herabhängenden Blättern, die leicht verwelkten Blumen, die regungslosen Sträucher. Das einzig Lebendige nur ein leichtes Wassergeräusch in der Nähe. Peter horchte unwillkürlich. Ach ja, man ging hier links den Weg hinab, da entsprang die kleine Quelle der Erde und zog sich in unzähligen Windungen wie ein schmaler silberner Faden bis tief in den Park hinein, bis in den Schloßteich. Früher stand dort eine große, runde Bank. Ob sie wohl noch an ihrem alten Platz war? Peter fuhr sich über die Stirn. Zögernd nur ging er weiter, die Allee mit den alten Kastanien hinaus, die geradewegs zum Eingang des Hauses führte. Zögernd, denn er wußte nun nicht mehr, ob es ihm gelingen würde, beim Anblick all der lieben alten Räume so ruhig und sicher zu bleiben, wie er in der großen Stadt noch geglaubt hatte.

Die große Diele lag wunderbar kühl, die ganze Mitte des Erdgeschosses einnehmend, da. Peter sah sich um. Ja, sie hatte noch alles so gelassen, wie es einst gewesen war. Einst! Es kam ihm vor, als läge ein Menschenalter zwischen der Zeit, da er hier gelebt hatte, und dieser Stunde.

Ein Mädchen ging, ihn zu melden. Sie war nicht mehr aus seiner Zeit, ging ohne Erstaunen von ihm weg zur Hausfrau. Unwillkürlich bemächtigte sich Peters eine Nervosität, die ihm nicht gestattete, auf einem Fleck zu bleiben. Er begann vorsichtig, als ginge er auf etwas Zerbrechlichem, in der Diele auf und ab zu wandern. Oeffnete hier und da eine Tür. Dort war früher das Jagdzimmer gewesen und dort Irmgard's kleines Wohngemach. Dort stand der große Flügel, und wenn sie sang, flossen die Töne mit dem Rauschen der alten Bäume zusammen.

Das Mädchen kam zurück. „Bitt' schön, die gnädige Frau sind in dem kleinen Pavillon.“ Peter beobachtete ihr Gesicht. Nein, sie schien ganz unbefangen. Warum erweckte hier alles in ihm Mißtrauen. Warum fühlte er überall eine stumme Feindseligkeit in den Ecken. War das der neue Geist dieses Hauses?

Er folgte dem vorausschreitenden Mädchen. Sie durchschritten das Eßzimmer, stiegen die steinernen Stufen hinab in den Park. Noch ein paar Schritte, dann die Ecke und er mußte vor ihr stehen. Er versuchte krampfhaft eine möglichst gleichgültige Miene aufzusetzen. Es war nicht nötig, daß man ihm die Aufregung sofort ansah. Aber seine Augen verrieten seine

Erregung, die Hand, die den Hut hielt, zitterte nervös. Noch drei Schritte — er stand vor ihr. Irmgard kam ihm bis an die Schwelle des Einganges entgegen. Entließ das Mädchen mit einer ruhigen Handbewegung. Aber ein Blick auf ihr Gesicht genügte, um Peter seine ganze Ruhe wiederzugeben. Das war nicht mehr die Frau um deren willen er einst alles hätte hingeben können, die ihn durch einen Wink beherrschte, deren kleinste böse Laune er empfand wie einen Peitschenhieb. Das war ein ganz fremdes Wesen mit Irmgard's Zügen und Gestalt. Ein müder, gequälter Ausdruck lag um ihren Mund, die Augen, die Hände, ihre Bewegungen, alles erzählte von unbefriedigten Wünschen, von traurigen Tagen, zerquälten Nächten. — Nach der Begrüßung saßen sie sich beide eine Weile stumm gegenüber. Er halb erschüttert, halb mit Genugtuung erfüllt, studierte ihr Aussehen und zog daraus seine Schlüsse. Sie fand nicht gleich den richtigen Ton. Schließlich unterbrach sie das

Schweigen. „Wo kommst du her?“ „Aus Paris, aus Genua, aus Berlin. Ueberall ein bißchen.“ Sie sah ihn an, versuchte spöttisch zu lächeln: „Es ist ganz schön, seine Freiheit zu haben, nicht wahr?“ Peter sah sie ruhig an: „O ja, zeitweise ist es wohl für jeden Menschen gut, allein zu sein.“ Irmgard lachte nervös auf. „Du sagst zeitweise, du warst doch, denk' ich, immer für die persönliche Freiheit eines jeden, nicht nur zeitweise!“ Peter blieb ganz ruhig. „Du vergißt, daß Freiheit und Alleinsein ein Unterschied ist. Man kann frei sein, ohne allein zu sein, und allein, ohne frei zu sein.“ Irmgard hielt es nicht mehr aus. „Was willst du eigentlich hier?“ stieß sie heraus. „Warum bist du hergekommen? Was willst du von mir?“ Peter sah sie voll an. „Ich weiß nicht recht, was es war, das mich so plötzlich hierher zog. Aber ich hielt es plötzlich nirgends mehr aus. Ich hatte immer die Vorstellung, ich müsse hierher. Vor einigen Tagen kam ich ins Dorf. Ich habe den Park umschlichen wie ein Wilddieb. Ich dachte, ich würde dich einmal sehen. Aber es gelang mir nicht. Heute zog es mich so stark hierher, daß ich nicht widerstehen konnte.“

## Flieder im Mondlicht.

An meiner Heimat stillen Wegen,  
lieber vergessener Traum,  
an ihren grünumrauschten Wegen  
blüht nun der Fliederbaum,  
schimmert ein Fenster im Mondenschein...  
Seelchen, wie mag es jetzt dorten sein?

Es ist doch alles längst vergangen,  
lieber vergessener Traum,  
es ist verblüht, verweht, vergangen,  
deiner noch denkt man kaum.  
Seelchen, dich weckte der Mondenschein,  
schlafe, schlafe nur wieder ein.

Franz Langheinrich.

(Aus seinem im „Deutschland-Verlag“ in München erschienenen Band „Gedichte“.)

Ich will gar nichts von dir, Irmgard. Ich wollte mich höchstens von deiner Ruhe überzeugen, von deinem Glück. Du bist doch jetzt glücklich, nicht wahr?" Er sah sie fest an. Irmgard blickte erschrocken auf ihn. „Was heißt das, Peter?" Peter blieb ruhig. „Was das heißt? Was das soll? Ich will wissen, ob dich dein Leben nun endlich befriedigt, ob dieser Mann dich glücklich gemacht hat, ob du die Ruhe in und Frieden, den du bei mir nicht hattest, bei ihm gefunden hast. Mein Leben ist damals zerstört gewesen, das weißt du. Es ist mir gleichgültig, es zählt nicht. Aber das Opfer muß doch schließlich einen Zweck gehabt haben. Es sollte doch wenigstens etwas dabei herauskommen, wenn ein Mensch sein Leben fortwirft für einen anderen. Und ich habe doch wohl ein Recht, wenigstens zu erfahren, ob dieser Zweck sich erfüllt hat. Irmgard, antworte mir ja oder nein: Bist du glücklich?"

Irmgards Kopf sank ganz langsam auf die Tischplatte, ein leises Zucken ging durch ihren Körper. „Also nein," sagte Peter ganz leise, „ich dachte es mir, es weht ein schlechter Geist in deinem Haus, Irmgard, man spürt ihn beim Hereintreten. Es wäre so schön gewesen, hättest du ja gesagt, strahlend überzeugt. Ich wäre zurückgefahren in die große Stadt und hätte

dein Bild wie etwas Schönes, Erheiterndes mitgenommen in den Trubel und die Arbeit. Nun ist auch das fort. Nun habe ich nichts mehr, was hält, aufrecht hält. Es ist schade, sehr schade, daß es uns nicht möglich ist, das Glück zu erkaufen, selbst nicht mit unserem eigenen Leben. Du hättest sonst sehr glücklich werden müssen." Er erhob sich. „Leb' wohl, Irmgard, und sei mir um all dieser Worte nicht böse. Denk', ich spräche im Fieber zu dir, Phantasien Traumbilder, die niemand beleidigen und verletzen. Ich habe nicht einmal mehr die Kraft zu einem guten Haß, sonst würde ich vielleicht diesen Mann hassen, der dies alles verschuldet hat. Aber ich bin ja schon tot. Und da liebt man nicht mehr und haßt nicht mehr." Er ging langsam die Stufen des Pavillons hinunter.

Peter wandte sich dem Wald zu, ging den Weg zum Steinbruch empor, setzte sich oben an den äußeren Rand und sah hinab. Hunderte von Metern ging es hinunter, man erkannte nicht leicht einen, der dort unten angekommen war. Dann zog er ganz ruhig einen kleinen Revolver aus der Tasche, prüfte den Lauf und schoß.

## Der Himmel.

Von Frank Crane (New-York)

Ich habe entdeckt, wo der Himmel ist. Der Himmel ist immer dort, wo wir nicht sind.

Der Himmel ist das Land des Unerreichbaren, die Insel, die niemals gefunden wurde, das Ufer, an dem kein Schiff je anlangte.

Wer hat dem Augenblick Dauer geben können, von dem Goethe sagte: „Verweile doch, du bist so schön?"

Wir saßen auf der Bergeshöhe, auf der Terrasse, dem kleinen Gasthause gegenüber, Anuschka und ich, und überschauten die weit aufeinander folgenden Ketten der Sierran, die sich überall wogengleich hindehnten. Die Sonne strahlte. Die Luft war warm. Rund um uns breitete sich ein Panorama, so schön wie sterbliche Augen es je gesehen.

Ich wollte Anuschka eben fragen, ob sie glücklich wäre, als sie auf eine Stelle jenseits der fernsten Gipfel wies, wo die Wolken die Bergspitzen berührten und ein Strahl der Sonne sie segnete, und sagte:

„Dort! Meine Seele ist dort drüben! Siehst du jene Stelle? Es ist der Ort unaussprechlichen Lichtes! Dort herrschen Friede und Freude! Ich glaube, dort muß der Himmel sein!"

„Du hast recht!" antwortete ich. „Dort ist der Himmel — von hier gesehen! Aber wenn du hinkommst, wirst du nichts als Nebel finden. Von hier gesehen, sind jene Wolken weiß und golden und Engel umschweben sie. Könntest du sie erreichen, du fändest sie öde und kalt und wärest nur von Felsen und Schneewehen und Verlassenheit umgeben.

Dann würdest du vielleicht in noch weiterer Ferne einen anderen Punkt voll Herrlichkeit schauen — und wenn du dahin eilst, du sähest deinen herrlichen Punkt ebenso fern wie zuvor.

So flieht der Himmel vor uns. Uns liegt der Himmel

auf der Venus, am Saturn oder am Arktur; und, wer weiß, den Bewohnern anderer Welten liegt er auf der Erde!

„Das scheint mir eine bittere Anschauung!" sagte Anuschka.

„Sie ist es ganz und gar nicht!" sagte ich. „Es ist vielmehr die einzige Anschauung, die dem Glück ewige Dauer gibt. Die einzige, unvergängliche Fähigkeit der Menschheit ist

die Erwartung. Die einzige, unerschöpfliche Quelle der Freude ist die Hoffnung. Jene, deren Glück im Land der Hoffnung gelegen ist, werden immer glücklich sein.

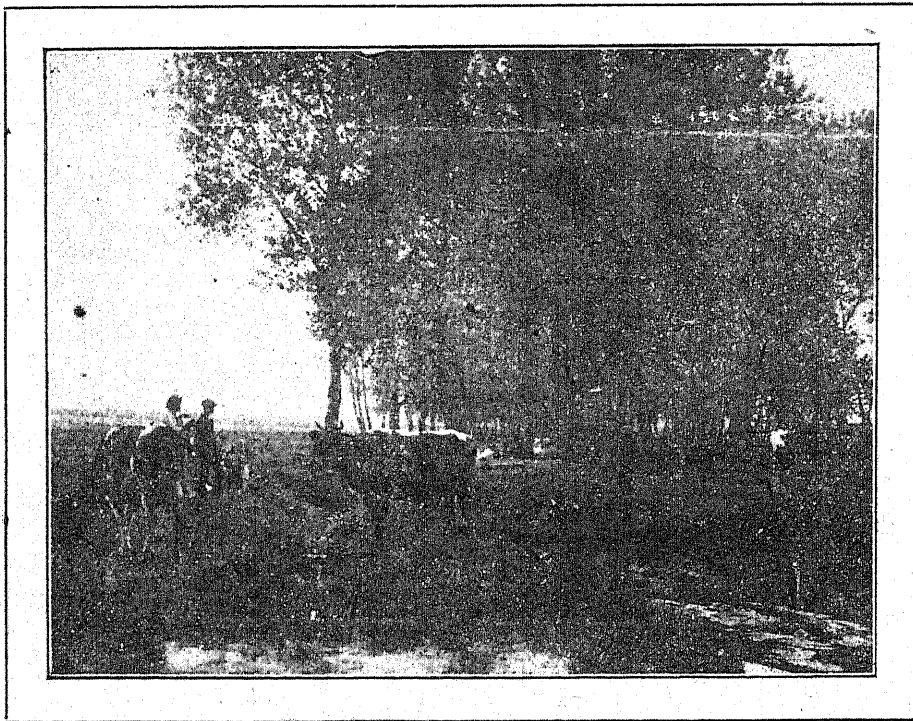
Der Himmel liegt in der Zukunft, weil die Zukunft unendlich ist. Zudem ist die Zukunft die einzige Zeit, in der wir ungetrübt glücklich sein können. Die Vergangenheit ist selbst noch in ihren angenehmsten Augenblicken ein wenig traurig. Die Gegenwart ist flüchtig und sinkt jede Minute ins Dunkel der Vergangenheit. Daher liegt niemandes Himmel in der Gegenwart. Nur die Zukunft allein ist reine, ideale, ungetrühte Freude.

Wir sind als Pilger und Fremde geboren. Die Vögel der Luft haben ihre Nester und die Füchse haben ihre Löcher, aber der Mensch hat nichts, wo er sein Haupt hinlege, Er ist der Zigeuner des Universums, der Wandervogel der Welt.

„Aber ich bin glücklich gewesen!" widersprach Anuschka.

„Das ist möglich!" sagte ich. „Aber was dich dem Leben aufschließt, was dich anreizt und beschwingt, ist nicht das Glück, das du genossen hast, sondern das Glück, das du erwartest!"

Der Himmel ist des Lebens Sicherstes und Unwandelbarstes. Er ruht auf den tragfesten Steinen der Hoffnung. Seine Pfeiler sind aus dem Alabaster der Erwartung gebildet. Er ist eine ewige Stadt, keine Stadt der Zeit. Und darum sind seine Tore weder am Tage noch bei Nacht geschlossen.



Am Erlenbruch.

Liebhäberaufnahme aus Alt-Roskice von Rich. Ewald-Lodz.

# Die Mutter.

Legende von Elfe von Holten (in der „Jugend“)

Eine Seele verließ die Hülle des gebrechlichen Leibes und stieg durch die Nacht empor. Alle Bande lösten sich. Gram und Glück sanken blutlos zurück in die Niederungen der Erde. Die Seele tanzte wie ein verwehelter Schmetterling im Wirbel durch Luftströmungen und fand sich am Tor des Himmels wieder. Das stand azurblau in unermeßlicher Höhe und Breite im Raum. Ueber dem ersten Tore wölbte sich ein zweites, darüber ein drittes, über dem entferntere aufblühten, sodaß die Seele, geblendet von unermeßlichen Ausdehnungen, die Augen schloß.

„Was begehrt du?“, fragte eine Stimme neben ihr. „Mit welchem Recht suchst du Zeitliche die Ewigkeit?“ Die kleine Seele forschte nach einem inneren Wort, nach einer glänzenden Gabe, die sie rechtfertigen könnte. Dann sank sie zusammen und flüsterte verzagt. „Ich war nur eine Mutter.“

„Bautest du dir schon auf Erden in der Ewigkeit eine Heimat?“ forschte die unerbittliche Stimme weiter.

„Ich weiß es nicht. Ich hatte nie Zeit daran zu denken“, sprach die geängstete, kleine Seele. Und sie sank am Tor des Himmels entkräftet und verbraucht zusammen. Als sie sich aufrichtete, schritt ein Zug himmlischer Gestalten an ihr vorüber durch das Tor und grüßte sie mit stillem Ernst.

„Das sind die Gebete an den Krankenlagern deiner Kinder“, sprach der Wächter. „Sie zeugen für dich.“ Andere folgten. Sie trugen Kleinodien in den Händen und verneigten sich vor ihr. „Das sind die Schätze stillen Frohsinns, uner schöpfliger Lebenskraft, die du Mann und Kindern gabst. Sie strahlen für dich“, sprach der Wächter mild.

Ein starker Engel schritt aufrecht und allein. Er hielt eine Harfe, die mit Blumen umwunden war.

„Das sind deine ungeborenen Lieder, deine Träume, die du ohne Klage in dir verschloßest, weil deine Pflicht dich zu anderem rief. Dein Genius, der sie hütet, legt sie noch heute nacht in die Hände deines erstgeborenen Sohnes, der an deinem Sarge weint, als unsichtbare Gabe deiner Liebe. Denn du warst eine Auserwählte im Reiche der Träume“, sprach feierlich der Wächter.

Glanz brach vor ihnen auf. Die Seele blickte auf eine Erscheinung, die einen weiten, schimmernden Mantel trug. Aus den Falten, die von milden Lüften bewegt wurden, schienen sie die geliebten Gesichter ihrer Verlassenen anzulächeln. Sie schrie auf.

„Das ist deine Entfaltung“, sprach der Wächter, „sie ist der größte deiner Fürsprecher.“

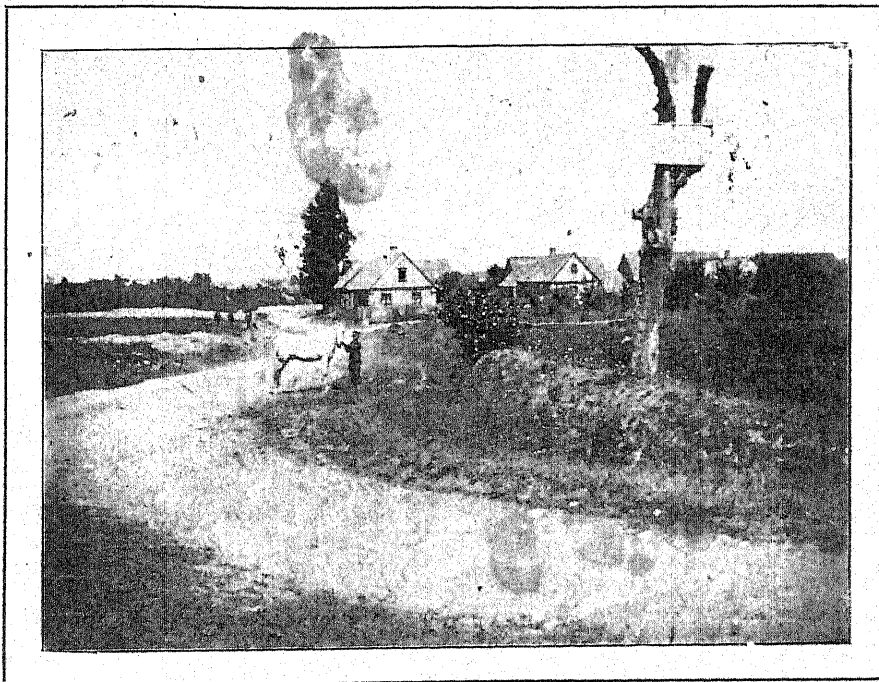
Da wuchsen in der Seele der Mutter Schwingen, die sie mit starken Schlägen in das unsterbliche Blau trugen.



Oswald Müller-Lodz.

Langstrecken-Wojewodschaftsmeister für 1924. Im Langstrecken-Wojewodschaftsrennen über 100 Kilometer am 25. Mai l. J. wurde Herr Oswald Müller Sieger. Er legte die Strecke in 3 Stunden 28 Minuten zurück. Herr Müller steht im 34. Lebensjahre und ist einer der ältesten und erfolgreichsten Lodzer Kennfahrer. Mit 18 Jahren trat er in die Radlersektion der „Aurora“ ein; seit 1912 gehörte er der Sportvereinigung „Union“ an. Seine erste Bahn-Meisterschaft errang er im Jahre 1913, welchen Titel er bis zum heutigen Tage behaupten konnte. Ferner startete Herr Müller erfolgreich in den Großstädten Polens sowie im Jahre 1918 in Berlin und Petersburg. In der Zarenstadt konnte er alle seine Gegner überlegen schlagen. — Wir wünschen dem Meisterfahrer, daß es ihm vergönnt sein möge, noch viele Jahre den heimischen Farben zum Siege zu verhelfen.

Polen im Bild.



Landstraße bei Lodz.

## Briefe.

Unter dem Titel „Stunden der Stille“ hat Dr. Alfons Heimann ein Büchlein mit „Sonntagsgedanken“ veröffentlicht (Freiburg in Br., Herder & Co.; geh. G.-M. 3,50). Was darin an Sinnigem und Belehrendem niedergelegt ist, drängt jeden willigen Leser zu geistlichem und geistlichem Wachstum. Nachstehend eine Probe.

In einem der erfahrungsreichen Bekennnisbücher des älteren Strindberg stieß ich auf diese Sätze: „Das Leben ist nicht schön; das animalische bringt einen in so viele häßliche Lagen, das häusliche und wirtschaftliche auch. Das Leben ist zynisch, da es unsere erhabenen Gefühle foppt und unsern Glauben schmächt. Darum ist es schwer, am Alltag zu den schönen Worten zu greifen; man verbirgt seine besseren Gefühle, um sie nicht dem Spotte aussetzen. Man könnte daher sagen: die meisten Menschen sind zum Teil besser, als sie zu sein scheinen. — Wenn ein Mensch aber einen Brief an einen recht guten Freund schreibt oder an das geliebte Weib, dann legt er das Festkleid an; das ist doch schön! Und in dem stillen Brief, auf dem weißen Papier gibt er seine besten Gefühle. Die Zunge und das gesprochene Wort sind vom alltäglichen Gebrauche so verunreinigt, daß sie das Schöne nicht laut sagen können, das die Feder leise sagt.“

Was der große Schwede in diesen Worten ausdrückt, hat wohl jedes schon an sich erfahren. Sobald man sich zum Briefschreiben niedersetzt, wird man ein anderer Mensch; man kommt in eine Stimmung, als ob man etwas ganz Feierliches und Feines tun müßte.

Ich denke da natürlich nicht an Geschäftsbriefe, die man ohne innere Anwendung tugendweise erledigen kann; auch nicht an die gezielten, phrasenschweren Briefdichtungen von Backfischen, die auf farbigen, weilduftenden Böggchen mit anmutigen Lilarändern ihre ganze alberne Einbildung ausschütten. Auch die üblichen Glückwunschbriefe werden vielfach ohne besondere Ergriffenheit abgefertigt, was freilich in bedauerlichem Gegensatz zu deren Zweck und Absicht steht.

Es wird in Briefen gewaltig viel über die

Welt hin und her gelogen und geheuchelt. Von diesen unnützen Schreibereien, die zu den unentbehrlichen Verkehrsmitteln unsrer oberflächlichen Zeit gehören, rede ich nicht.

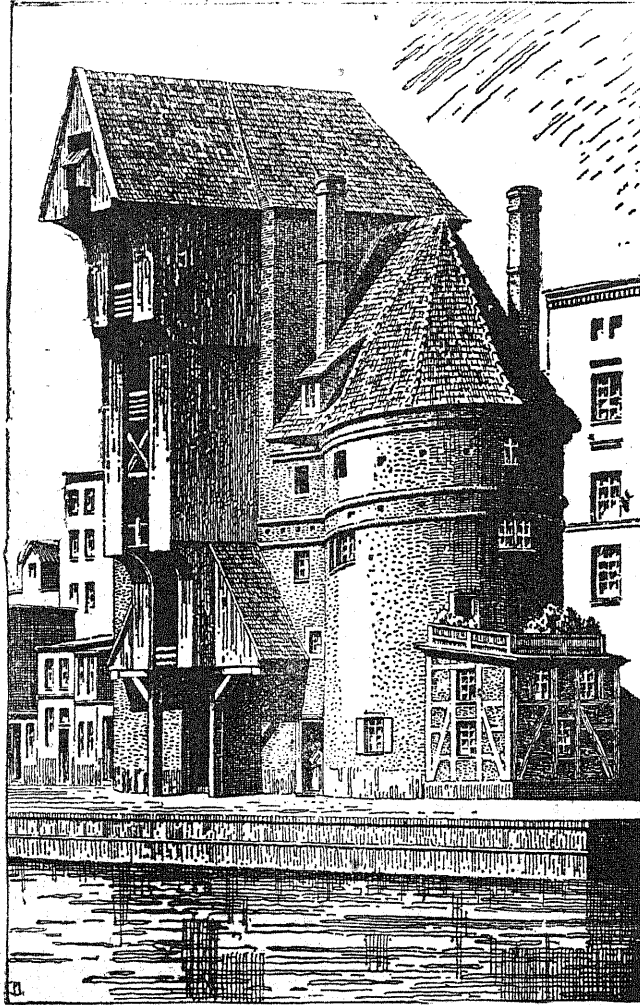
Ich meine die richtigen Briefe, die mit warmem Herzblut, nicht bloß mit wässriger Tinte geschrieben werden, die der heiße Glanz der Augen trocknet, die darüber leuchten. Sie beginnen meist mit: „Lieber Sohn“, „Teure Eltern“, „Geliebte Gattin“, „Bester Freund“. Diese Anreden werden zwar des öfteren noch ganz gewohnheitsmäßig und gedankenlos hingeseht; aber sobald sie auf dem weißen Blatte stehen, wird es dem Schreiber wunderbar wohl, weil ihn die zwei Worte ganz lebendig anschauen und zwei lebhaftige Menschengenossen, die er seit Jahr und Tag kennt. Dann packt ihn die merkwürdige Stimmung, und er redet mit einemmal ganz vornehm und ernst mit einem abwesenden lieben Menschen über seine Gedanken und Gefühle, wie er von Angesicht zu Angesicht niemals reden könnte. Es spricht sozusagen die Seele allein zu einer andern Seele, die von ferne horcht. Sie redet von schönen Dingen; von großer Liebe und Sorge, von starker Treue und heißem Heimweh, von herzlichen Segenswünschen und demütigen Bitten. Die Schreiberin denkt nicht daran, daß sie mit der Empfängerin früher nahe zusammen war und vielleicht nichts oder wenig von dem empfunden hat, wovon sie jetzt so ergriffen redet. Und vielleicht würde, wenn sie morgen wieder beisammen wären, die nüchterne Wirklichkeit auch wieder alle die schönen Briefgedanken zerstören.

Aber glaubt nicht, daß also diese gefühlvollen Briefe nichts seien als eitel Flunkerei, Verstellung oder Selbsttäuschung: gewiß nicht, wenigstens in den meisten Fällen nicht. Sondern im Briefe redet der Mensch von sich und aus sich so, wie er sein möchte, wenn der leidige Leib und die charakterverderbende Umwelt nicht wären, so, wie es ihn in den besten Augenblicken seines Lebens zu sein gelüftet. Darum ist jeder rechte Brief eine Art Beichte, eine Selbstanklage, ein wehmütiges Ge-

ständis. Denkt etwa eine Mutter anders, wenn sie die Liebesbeteuerung und das Heimverlangen im Briefe einer Tochter liest? Sie weiß ganz gut, daß es wieder wie zuvor manche Reibung zwischen alt und jung gäbe, daß wieder manches heißblütige Wort hin und her ginge zwischen Tochter und Mutter, und daß nicht alle Tage in so seliger Glückswonne hinfließen, wie da im Briefe zu lesen ist. Aber das trübt der Mutter die Freude an dem Briefe nicht, weil sie aus jedem Satze spürt, daß die Schreiberin von Herzen sein möchte, wie sie sein sollte. Und deshalb übersieht sie in zärtlicher Rücksicht die weite Kluft zwischen Wollen und Sein und freut sich des aufrichtigen Gelöbnisses ihres Kindes in der Fremde.

Man könnte solche Briefe mit Gebeten vergleichen. Denn im Gebete reden wir auch in die Ferne, reden tief aus unsrem Innersten heraus und viel feierlicher und schöner als sonst in der rauhen Sprache des Alltags. Und auch im Gebete vergessen wir so gerne unsres Leibes Schwachheit und beteuern so zuversichtlich gute Absichten und heilige Vorsätze, indes uns vielleicht schon die nächste Stunde Lügen strafft. Aber Gott hört dennoch unser kindliches Stammeln und die wohlgemeinten Gelöbnisse, weil er in die tiefste Tiefe unsres Herzens schaut, darin neben aller Unbotmäßigkeit und Gebrechlichkeit unser wahrstes Gefühl lebt: das unstillbare Heimverlangen zu Gott.

Die hohe Auffassung vom Briefschreiben soll uns bleiben. Lassen wir nicht die moderne leichte Geschwätzigkeit und hohle Phrasenhaftigkeit in den Briefstil einreißen! Man spricht von einem Briefgeheimnis: jeder anständige Mensch läßt Hände und Augen vom Briefen, die ihm nicht gehören, weil er nicht unerlaubterweise in das Heiligtum einer Seele eindringen will. Solange diese Sitte in Ehren steht, sollen die Briefe Zeugnisse unsrer Seele sein, des Besten und Schönsten, das trotz trübseitigen Alltags in uns lebt und nach Verwirklichung ringt.



Aus dem Kalender des Verlags H. Eichblatt-Leipzig.

### Das Krantor in Danzig.

Unser Bild führt uns das zweite markante Wahrzeichen Danzigs vor: das Krantor. Das an der Motlau stehende altersgeschwärtzte Tor mit seinen zwei wichtigen Rundtürmen ist jedem Besucher Danzigs wohlbekannt.

### Humor.

Entrüstung. Der kleine Heinz ist unartig. Draußen ist ein Gewitter und es donnert heftig. Der Vater sagt ihm, daß ihm der liebe Gott in dem Donner für sein Unart zankt.

Am andern Mittag wacht der Kleine bei einem Gewitter durch den Donner auf. Er reibt sich die Augen und sagt: „Was will denn 'scho' wieder, i han doch gschlofa bis jetzt!“ („Jugend“.)

Wahrheitsgetreu. Ein alter Mann in einem abgelegenen Dörfchen im Gebirge wurde von einem Besucher gefragt, ob er sein ganzes Leben in diesem Orte zugebracht habe.

Seine wahrheitsgemäße Antwort war: „Noch nicht.“ („Morning Post.“)

Die Ärmsten. Die junge Hausfrau: „Diese Eier sind sehr klein — meinen Sie nicht auch, daß man sie zu früh von der Mutter weggenommen hat?“ („London Opinion.“)

Verdächtig. Mutter: „Betty, John brachte dich gestern sehr spät nach Hause.“

Betty: „Ja, es war spät, Mutter; störte dich der Lärm?“

Mutter: „Nein, Liebe, nicht der Lärm, aber die Stille.“ (Cornell Widow.)

Zu Hilfe. Junge Frau, atemlos auf dem Vermietungsbureau: „Grad ist mir meine Köchin mitten beim Kochen davongelaufen; ist vielleicht eine da, die gleich weiterkochen kann?“

### Rätsel-Ecke.

Lösung:

	E	I	I	A				
		o	e					
O		t	v		a			
	t	o	l	t	e	k	e	n
	t	e	v	e	r	o	n	e
o			r	t				
			i	i				
			B	e	n	o		